

Was wir sehen



In der Kindheit verbringen wir meistens viel Zeit im Freien. Auf Wiesen, in Wäldern, an Gewässern. Wir klettern auf Bäume, wir haben Lieblingsplätze im Geäst. Im Dickicht erschaffen wir Höhlen. Wir können uns alles vorstellen. Wir verstecken uns, doch wollen auch gefunden werden. Wir springen über Steine und Baumstämme, sammeln Frösche, Grashüpfer und Kastanien in unseren Hosentaschen. Wir wollen das Draußen mitnehmen, sie jemandem zeigen, die geheimen Schätze.

In unseren Erlebniswelten haben wir unsichtbare Freunde. Manche davon begleiten uns stetig, andere existieren nur in der Nacht. Wir erschaffen und sehen das Unsichtbare.

In unseren Augen liegt ein waches Glänzen. Wir sind konzentriert, wissbegierig auf etwas, was wir später oft nicht mehr einer solchen Aufmerksamkeit geben werden. Der Tag fühlt sich zeitlos an. Bricht die Dämmerung ein, bitten wir darum, immer noch ein bisschen länger draußen bleiben zu dürfen.

Hier zieht es mich jeden Tag durch die Wälder an den Fluss. Ohne Müdigkeit zu spüren, laufe ich über Stunden zwischen Gebirgshängen und Wasser. Oft folge ich auf dem Rückweg der gleichen Strecke. Es gibt andere Wege, die ich nehmen könnte, doch instinktiv fühle ich, dass genau dieser Pfad am Fluss für mich wichtig ist, etwas bereithält. Der Fluss fließt nun nicht mehr links, sondern rechts von mir. Stets von oben nach unten. Meine Wachheit bleibt. Manchmal scheint mein Pfad auf dem Rückweg so ungewohnt, dass ich für einen Augenblick überrascht oder irritiert bin. Aber ich weiß, es gibt ja nur den einen Pfad am Fluss. Ein Fluss ist auch immer eine Grenze, doch mit der Zeit verschwimmt diese Grenze. Regnete es die Tage zuvor, hat das Wasser den Erdboden getränkt. Einige Stellen sind nun sumpfig, der Pfad ist schmaler. Dann springe ich von Stein zu Stein, drücke mich eng an Baumstämmen und Ästen entlang, fühle einen inneren Sprung an Freude dabei. Und in dieser Bewegung erfasst mich Vertrautheit, und ich sehe mich wieder als Kind.

Ich sehe den See, in dem mein Bruder und ich das Schwimmen lernten. Der See, der uns mit den Jahren so vertraut wurde und gleichzeitig immer etwas Geheimes behielt. In einem Winter gab es so viel Niederschlag, dass das Ufer an jener Stelle überlief, an der sich ein Holzzaun ein Stück weit um den See zog. Als an den eisigen Tagen die Oberfläche gefror, machten wir uns auf den Weg dorthin, obwohl unser Vater es nicht erlaubt hatte. Der Zaun war für uns Kinder von niedriger Höhe. Und so bewegten wir uns, wie auf einem umgestürzten Baumstamm balancierend, auf dem Holz vorsichtig fort. Als wir in etwa die Mitte erreichten, legten wir eine Pause ein, ließen die Beine zu beiden Seiten baumeln. Mein Bruder stützte die Füße auf der gefrorenen Oberfläche ab, wollte mutiger sein, und trat mehrere Male immer fester auf das Eis ein, bis es einbrach. Er rutschte so schnell vom Zaun, dass ich bewegungslos sitzen blieb. Er rappelte sich genauso schnell wieder auf, und stand bis zu den Knien im eiskalten Wasser. Jetzt sah ich seinen erschrockenen Blick ganz deutlich, seinen leicht geöffneten Mund, seine roten Wangen. Er zog sich auf den Zaun und wir kletterten vorsichtig zurück, bis ich wieder Erdboden unten den Schuhen spürte. Schweigend liefen wir nachhause. Er zitterte am ganzen Körper. Wir beide spürten eine Erschrockenheit, die wir in dieser Form noch nicht kannten. Sie machte uns atemlos.

Einige Blicke vergessen wir nicht, auch wenn die Erinnerung und die Gefühle dazu in unserer Vorstellung immer wieder neu bewertet und abgespeichert werden.

Unweit des Sees meiner Kindheit zog sich ein Fluss entlang, in dem mein Vater seine Strecken durchs Wasser zog. Er war Langstreckenschwimmer und hatte die unterschiedlichsten Flüsse mit ihren Strömungen und Gefahren erlebt. Uns Kindern war dieser Fluss viele Jahre verwehrt. Mein Vater leitete uns an, die Schwimmtechniken diszipliniert zu üben. Erst wenn wir diese beherrschten, würden wir auch unseren Körper besser kennen, und seien bereit ein neues Gewässer zu erproben.

Der Fluss ist jeden Tag anders. Der Fluss verändert sich durch die Farbe des Himmels, mit dem Sonnenlicht, durch die Fließgeschwindigkeit. An manchen Stellen gleicht der Fluss beinah einer Wiese, tausende von Wasserpflanzen. Helles, silbriges Wasser kann augenblicklich ergrauen. Und dunkles Wasser kann durch einfallende Sonnenstrahlen zu glitzerndem Blau werden.

Das Wasser in Flüssen nimmt oft plätschernd Hürden: Umgestürzte Baumstämme des Ufers oder den Gebirgshängen, Steine und Wasserpflanzen. Auf der anderen Seite lichtet sich der Wald, Schilfblätter beugen sich weit ins Wasser hinab. Ein Geräusch, als würde Wind durch die Blätter eines Baumes fahren oder ein Tier durchs Dickicht streifen. Folge ich dem Fluss verschwinde ich in Zeitlosigkeit.

Jeden Tag die gleiche Strecke zu gehen, bedeutet Dinge zu sehen, ihnen näher zu kommen. Wahrnehmbarer zu werden, um Unterschiede zu entdecken.

Der Tag ist fortgeschritten, das Sonnenlicht fällt wärmer in seiner Farbe. Die Tiere verstecken sich oder zeigen sich nun. Ich verstehe Zusammenhänge.

Auch ich verstecke mich in diesen Wäldern. Ich eigne mir Vorsicht und Behutsamkeit an, halte inne, um zu lauschen. Ich erkenne mein eigenes Verstecken, um das Verstecken von Tieren zu entdecken. Mit den Tagen werde ich sensibilisierter für die Geräusche. Ich gehe leiser, schiebe Äste vorsichtiger beiseite, bin bedachter. Die Leichtigkeit von Gedanken kommt ganz allein zurück.

Mein Blick geht hier oft nach unten. Um zu sehen, wo meine Schritte hingehen. Der Achtsamkeit und der Entdeckung wegen. Hin und wieder gehe ich in die Knie, um einen auf dem Rücken liegenden Scarabaeoidea wieder auf die Beine zu helfen. Von diesen Käfern gibt es viele hier. Die Farben ihrer Deckflügel schimmern metallisch und zeigen Töne in Blauviolett, goldenem Grün oder Schwarzblau. Der Wald wird in meinem Sehen wieder geheimnisvoll. Mein Pfad zu einem Abenteuer. Manchmal scheitern die Käfer beim Versuch des Weiterkrabbelns. Sie kippen sofort wieder auf den Rücken, weil eines ihrer Beine bereits verletzt ist. Ihr Gleichgewicht ist nicht mehr intakt. Ich weiß, dass ich jenem Käfer nicht helfen kann, und auch, dass er wohl nicht mehr lange leben wird. Und doch bin ich erfreut über jede dieser Begegnungen.

Einmal fanden mein Bruder und ich ein Vogelküken inmitten unserer Höhle im Dickicht. Es war wohl aus dem Nest gefallen, lag da, auf angewinkelten Beinen. Sein Federkleid war noch nicht ausgebildet, es gab nackte Stellen. Wir konnten kein Nest ausmachen und auch nicht die Eltern des Vogels. Wir wussten zu wenig über das Versorgen von Vögeln, erkannten nur eine Hilflosigkeit, die uns gemeinsam war. Und so trugen wir es in meinem Halstuch mit den kleinen gelben Segelbooten nachhause, voller Zuversicht, dass unser Vater uns helfen könne. Das Küken legten wir in eine Schachtel und warteten über Stunden, bis unser Vater endlich nachhause kam. Da war der Vogel bereits ausgekühlt. Wir hatten noch nicht gelernt, dass wir seine Körpertemperatur aufrechterhalten mussten.

An warmen Tagen schätze ich die Nähe des Flusses besonders, denn er bringt Kühle mit. Geht der Pfad tiefer in den Wald, entfernt sich der Fluss von mir, und blitzt doch immer wieder zwischen den dicht stehenden Bäumen hervor. Lichtet sich der Wald, folgen weite Wiesen, die Sonne erwärmt meine Oberarme. Hier überdeckt das Zirpen der Grillen beinahe die rauschenden, sprudelnden und plätschernden Geräusche des Flusses. Am Ufer stehen Eichen mit dicken Baumstämmen und weit ausladenden Ästen.

Das Wasser trägt Lebendigkeit mit sich, die mich immer belebt.

Waren mein Bruder und ich unsere Morgenrunde im See geschwommen, ließen wir uns auf dem Rücken treiben. Dabei zählten wir im Stillen beide bis 50, ein Spiel das wir begonnen

hatten. „Bis du noch da?“, flüsterte ich manchmal, nicht immer erhielt ich eine Antwort. Schloss ich die Augen, verstand ich, was es bedeuten konnte, sich dem Wasser hinzugeben. Ein Vertrauen, das für jene Momente neue Gefühle ermöglichte.

Heute folge ich einem neuen Pfad, ich möchte den Fluss von oben sehen. Im Gehen spüre ich die Steigung. Etwas später halte ich inne, entdecke auf dem Erdboden eine Haselnuss, die noch das helle Grün ihrer Unreife trägt. Ich sehe eine Rotbuche, eine Birke, den Stamm eines umgestürzten Eichenbaums, doch nirgends kann ich einen Haselnussbaum ausmachen. Er bleibt versteckt für mich. Als Kinder saßen mein Bruder und ich oft im Geäst eines Haselnussbaums. Jedes Jahr aufs Neue probierten wir die Nüsse viel zu früh. An den bitteren, leicht pelzigen Geschmack erinnere ich mich nun.

Neben der umgestürzten Eiche, entdecke ich einen kleinen heranwachsenden Ahorn. Fällt ein Baum um, fällt mehr Licht herein und ein neuer kann wachsen. Hier spüre ich die Veränderung des Waldes unmittelbar.

Mein Pfad wird schmaler, führt an Brombeerbüschen vorbei. Irgendwann gehe ich dichter um die Bäume herum, gebückter unter ausladenden Ästen. Der Boden unter den Füßen wird unebener, felsig, es geht weiter bergauf. Die Landschaft wird lichter und dann sehe ich die Weite des Himmels, den Felsvorsprung, auf den ich zugehe. Ich bin am Schwalbenfelsen angekommen.

Von oben kann ich sehen, wie sich der Fluss durch die Tallandschaft aus dicht bewaldeten Hängen, steilen Felsen und Wiesenlandschaften zieht. Ein Fluss, der sich zwischen zwei Ländern bewegt, und zwei verschiedene Namen trägt. Ich kann die Schleifen, die der Fluss auf- und abwärts macht, von hier erahnen.

Auf der anderen Seite des Flusses erhebt sich die Landschaft wieder, dicht bewaldet folgt Baumkrone an Baumkrone. Nur ein einziger Stamm mit kahlen Ästen sticht zwischen ihnen hervor. Am Weiß des Stammes lässt er sich als „tote“ Birke erkennen.

Hier oben fühlt sich die Stille ganz klar an. Eine Weile sitze ich da und der helle Ruf eines Wespenbussards ertönt. Der genaue Aufenthalt des Vogels am Himmel lässt sich nur vermuten, mit dem bloßen Auge bleibt er unsichtbar für mich.

Einen Augenblick schließe ich die Augen, genieße den Wind, der ab und zu an den Wangen zu spüren ist. Und als ich die Augen wieder öffne, fällt mein Blick auf die kleine Feder einen halben Meter vor mir, die die ganze Zeit schon da lag. Zur Hälfte trägt sie ein schimmerndes silbriges Hellblau. Es ist die Feder eines Eichelhähers. Ich halte sie gegen das Licht, drehe sie wieder und wieder, und stecke den geheimen Schatz in meine Hosentasche. Ich fühle die spielerische Leichtigkeit eines Kindes.

